

Stefan Hirsch (Hrsg.)

HEIMATBEWUSSTSEIN – UNBEWUSST

Das Bedürfnis nach Heimat
und seine Entstehung

Mit Beiträgen von:

Andreas von Heydwohlf

Manfred Seifert

Erwin Möde

Theodor Glaser

Ludwig M. Eichinger

Ingrid Loschek

Wolf-Eckart Lüps

Hans Christ

Ludwig M. Eichinger

DIALEKT – EIN IDENTITÄTSSYMBOL IM SPRACHWANDEL.

1. Das Wort

Das Wort Dialekt und offenkundiger noch seine deutsche Entsprechung Mundart sagen uns in ihrer Form schon, was sie ursprünglich meinen.

Im 17. Jahrhundert kamen beide Wörter in Gebrauch, um den volkssprachlichen Sprachgebrauch gegen das Latein der Bildung, gegen das Französische der Gesellschaft zu benennen. Allmählich setzt sich das Deutsche in der Öffentlichkeit durch. Es wird in Wort und Schrift bei immer mehr Gelegenheiten gebraucht. Und zu dieser Zeit – im Verlauf des 18. Jahrhunderts – dient das Wort Mundart dazu, die gesprochene Form, die Mund-Art gegenüber der Schreib-Art, der geschriebenen Form, zu benennen. Quasi nebenher wird in dem Wort Mundart festgehalten, daß jede gesprochene Sprachform ihre Eigenheiten zeige, die im Deutschen nicht zuletzt mit der Region zu tun haben, aus der jemand kommt. Diese Bedeutung prägt auch Goethes berühmte Formulierung in „Dichtung und Wahrheit“, wo er von den sprachlichen Erfahrungen seiner Leipziger Zeit spricht:

„Jede Provinz liebt ihren Dialekt: Denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren

Athem schöpft [...] Mit welchem Eigensinn aber die meißnische Mundart die übrigen zu beherrschen, ja eine Zeitlang auszuschließen gewußt hat, ist jedermann bekannt. (Goethe 1987, Bd.27, S.58/59)“

Der zweite Satz macht ganz deutlich, daß Goethe nicht vom Eigenwert des Dialekts in einem modernen Sinne spricht, sondern vom Anteil der regionalen Differenzierung für die sich ausbildende deutsche Kultursprachgemeinschaft.

Erst als sich das Hochdeutsche, die Standardsprache, so weit durchgesetzt hat, daß auch die geschriebene Form das Sprechen beeinflusst, wenn das Nach-der-Schrift-Reden allmählich vordringt, verfestigt sich auch jene Bedeutung, die wir heute mit Dialekt oder Mundart verbinden. Im Verlaufe des 19. Jahrhunderts wird es so weit kommen.

Seither verstehen wir unter Dialekten oder Mundarten – angeleitet vom Interesse der Dialektforschung seit dem 19. Jahrhundert – jene engsträumige regional gebundene Form des Sprechens, die ihre kulturelle Prägung im bäuerlichen und handwerklichen Alltag des 19. Jahrhunderts erhalten hat (s. Dittmar 1997, S. 183-189).

Strukturell geht der Dialekt Wege gesprochener Sprache weiter, die im Hochdeutschen durch die Orientierung an der Schriftlichkeit gebremst oder ausgesondert worden sind. Das führt zur Entwicklung von grammatischen Eigentümlichkeiten, die sich zum Teil weit von denen der Standardsprache ent-

fernen. Manches davon ist eher eine historische Zufälligkeit, zum Beispiel die weitgehende Gleichsetzung von -er-Endung und maskulinem Genus, die nicht nur zum „dem“ *Butter* führt, sondern zu dem wohl allmählich veraltenden Maskulinum „der“ *Thermometer*, *Tachometer* usw., überhaupt finden sich eine ganze Reihe von Genusunterschieden. Manche davon – z.B. *der Petersil* gegen *die Petersilie*, *das Eck* gegen *die Ecke* – hängen allerdings mit strukturellen Trends des Bairischen zusammen, in diesen Fällen mit einer Neigung zu eher endungslosen Varianten. Das hat damit zu tun, daß auslautendes -e im Bairischen weithin schwindet, was auch zu Besonderheiten in der engeren Grammatik führt, müssen doch die Fälle, in denen die Standardsprache solch ein auslautendes -e zur grammatischen Markierung einsetzt, anders gelöst werden. Das führt unter anderem zu einer erheblichen Zunahme der auf -en endenden Substantive vom Typ standarddeutsch *Dose*, bair. *Dosn*, *Hose* – *Hosn*, zudem mit weitergehenden Assimilationen, deren systematischer Wert im einzelnen unterschiedlich einzuschätzen ist: *Glaube* – *Glaum*, *Brille* – *Bräin/Bruin* usw. Das führt zu der an sich unerwünschten Zunahme nicht an der Form erkennbarer Pluralformen. Diese fehlende Kennzeichnung wird zum Teil durch nochmaliges Anfügen einer Pluralform kompensiert: *Wisn* („Wiese“) – *Wisna* („Wiesen“). Da wegen der Endsilbenabschwächung auch die Zahl einsilbiger Wörter sehr hoch ist, ist es vielleicht nicht verwunderlich, daß sich auch hier mehrere Pluralformen ausbilden: neben der Entsprechung des hochdeutschen -en-Plurals (*Kaddn* [„Katze“] – *Kaddsn*) sind hier vor allem

Muster interessant, die bei der Einsilbigkeit bleiben: so finden sich zu dem Substantiv *Dag* („Tag“) je nach Region die Pluralformen *Dag*, *Dåg* oder *Deg*. Am auffälligsten ist aber vielleicht der Typ, wo sich vom Singular zum Plural lediglich die Verhältnisse zwischen Vokallänge und Konsonantschärfung ändern: mit langem Vokal und ungeschärftem Konsonant im Singular (*Griif* „Griff“), mit kurzem Vokal und geschärftem Konsonanten im Plural (*Griff*). Schon dieser kurze Blick in die Substantivgrammatik des Bairischen kann zwei Dinge andeuten: das Bairische zeigt eine deutliche Distanz zur deutschen Hochsprache, es handelt sich um eine sprachliche Form mit typischen Merkmalen von Gesprochenheit, die nicht als Abweichungen von irgendeinem schriftlichen Muster zu verstehen sind, sondern ein eigenständiges sprachliches System darstellen (vgl. Zehetner 1985, S. 110 ff.).

2. Der symbolische Wert

Erst im letzten Jahrhundert ist aber diese regional gebundene Sprachform so recht auffällig geworden, als sie auch im Alltag „normaler“ Leute in Konkurrenz mit weniger regional gebundenen Formen der Umgangssprache oder des Standards tritt.

Nun ist in Bayern und einigen anderen süddeutschen Gebieten etwas dazugekommen, was die sprachlichen Verhältnisse von denen des Nordens trennt. Während in den anderen Gegenden – je nördlicher je mehr – die Bindung an den Dialekt zum Merk-

mal einfacherer ländlicher und städtischer Schichten wird, dienen im Gebiet des Bairischen dialektale Formen verschiedener Abstufung oder „Tiefe“ als Umgangssprachen auch über die sozialen Schichten hinweg (vgl. Mattheier 1980; Dingeldein 1997; Ruoff 1997; Stellmacher 1997). In dieser Verteilung sind natürlich regionale Sprachformen ein Merkmal der Verbindung zur Heimat, ja sie sind eigentlich ein Teil der Heimat. Heimat ist eine Welt von Symbolen, deren Stellenwert, Gebrauchsregeln und Gesetzmäßigkeiten wir beherrschen, ohne nachzudenken. In sie sind wir hineingewachsen, ohne weiteren Anlaß zum Nachdenken erscheint uns die Welt der Heimat als natürlich, so wie sie ist. Wenn die Kreise des Lebens, des Arbeitens, auch des Sprechens und Schreibens eng umgrenzt sind, bleibt auch die Erfahrung mit fremden Symbolsystemen begrenzt und in gewissem Maße exotisch.

Dabei trifft die Charakterisierung als exotisch besonders die Seite eines Kontaktpaars, welche dem im gesamten Sprachraum herrschenden Trend weniger entspricht. Das ist natürlich beim Kontakt mit dem standardgeprägteren Norddeutschen der Typ des Bairischen, bei dem scheinbar die Sprache marginalisierter Gruppen den ganzen Raum der Kommunikation erfüllt. Dieses nördlich geprägte Mißverständnis des in Bayern üblichen Sprachgebrauchs kann dennoch als Bote der modernen standard-sprachlichen Norm gelten. Die objektive Geltung dieser Sichtweise verändert, ohne daß sich faktisch viel geändert hätte, den Wert der heimischen Sprache als ein Symbol der Heimat. Die regionale Spra-

che war ja bisher Teil dieser Heimat gewesen, ohne daß man viel darüber nachgedacht hätte, jetzt aber gibt es Alternativen und man muß die Außenzuschreibungen mit dem Selbstbild koordinieren.

Die Heimat in der Sprache verliert ihre Selbstverständlichkeit. Diese Entwicklung beginnt wie gesagt im 19. Jahrhundert, wo die Alternativen im sprachlichen Leben erst sichtbar werden. Die Einschätzung des Dialekts in der Öffentlichkeit schwankt von da an zwischen seiner Wertschätzung im Sinne romantischer Ursprünglichkeit und Natürlichkeit und seiner Marginalisierung als Sprache des Landes, das allmählich gegenüber den Städten an Bedeutung verliert, und als Sprache gesellschaftlich eher benachteiligter Bevölkerungsgruppen. Spätestens um die Mitte unseres Jahrhunderts hat sich die Sprach- und Lebenswelt soweit umgestellt, daß der Dialekt oder allgemeine regionale sprachliche Merkmale ihre ursprüngliche Bedeutung verloren haben. Vielmehr haben sie nun je nach der Stellung der Sprecher in der modernisierten Gesellschaft einen unterschiedlichen Wert.

Die Einbettung in eine dialektale Kommunikationsgemeinschaft kann nun von dreierlei Art sein. Sie ist auch heutzutage entweder nach wie vor fraglose Notwendigkeit, weil man sie nicht verlassen kann. Das dürfte nur mehr für vergleichsweise kleine Bevölkerungsgruppen gelten, deren Kommunikationsbedürfnisse nicht über engräumige und traditionelle Umgebungen hinausreichen. Für weitere Gruppen ist sie ein möglicherweise beschwerendes Merkmal,

das man im Zuge gesellschaftlicher Modernisierung loszuwerden wünscht oder mit dem man einfach fertigwerden muß. In einem entsprechenden Zustand dürften sich weite Kreise der Bevölkerung befinden, die zwar erhebliche Möglichkeiten zur sprachlichen Variation haben, aber doch ihre regionale Markierung nicht hinter sich lassen können, ohne andererseits daraus positive Identifikationsmöglichkeiten zu ziehen. Man muß sich klarmachen, daß regionale Erkennbarkeit im deutschen Sprachraum der Normalfall einer plurizentrischen Sprachkultur ist.

Dennoch wird diese Konstellation eher zur Vermeidung des Dialekts führen. In einem dritten Fall wird die regionale Einbindung mit der Möglichkeit, auch an einer dialektalen Sprachwelt teilzuhaben, zum selbstgewählten Merkmal der eigenen Identität. Diese Option sollte eigentlich in der neuesten Entwicklung an Bedeutung gewinnen, wenn man davon ausgeht, daß die geschilderten Wahlmöglichkeiten ja damit zu tun haben, wie man sich sozial-symbolisch präsentieren will. Über die letzten zwei Jahrhunderte hin hatte die kompetente Beherrschung der Hochsprache in schriftlicher und womöglich auch mündlicher Form den höchsten „Marktwert“. Da nunmehr, wie bei der zweiten Option angedeutet, die Beherrschung der übergreifenden Sprachformen weit verbreitet ist, ist es die zusätzliche Möglichkeit der Variation, die den sozialen Mehrwert bringt. Und so wird denn auch in gängigen soziolinguistischen Beschreibungen der Sprachgebrauch der Gebildeten genau so charakterisiert (s. Löffler 1994, S. 166).

3. Gibt es den Dialekt noch?

Wenn das nun so ist, ist das Verhältnis von Sprache und Heimat nicht mehr so einfach: denn einerseits hat sich ja der Dialekt historisch aufgeladen mit Elementen einer bäuerlich-ländlichen Kultur, die vom heutigen Alltag all jener Menschen, welche die Wahl zwischen dem Dialekt und anderen Sprachformen haben, ziemlich weit entfernt ist, zum anderen ist die Standardsprache für die allermeisten Menschen heute nicht mehr jenes Fremde, das den Gegenpol von Heimat darstellen würde. Das Hochdeutsche, das es erst möglich gemacht hat, sich des Unterschieds im eigenen Dialekt so recht bewußt zu werden, hat andererseits der Selbstverständlichkeit seines Gebrauchs eigentlich auch ein Ende gemacht. Denn das Vordringen der Hoch- und Schriftsprache signalisiert die Durchsetzung einer Form von modernem Leben, das viele Menschen von der im Dialekt gefaßten diskursiven Welt in ihren Möglichkeiten und Begrenzungen trennt. Sie müssen ja notgedrungen eine gesprochene Form anderer Art benutzen, selbst wenn es sich um die Fortsetzung des alten Dialekts handeln sollte.

Die Frage ist dann, was unter diesen Umständen mit dem Dialekt passiert: verschwindet er oder wandelt er sich nur?

Das Verschwinden des Dialekts wird ja gerne beklagt. Mit Recht kann man davon sprechen, wenn man damit jene Sprechform meint, die Kulturelemente der Lebensformen des 19. Jahrhunderts in sich

aufgehoben hat. Hier verschwindet die Kenntnis um die Lebenspraxis dieser Welt und so kann man auch nicht mehr als einer, der sie kennt, natürlich über sie reden. Viele Sprachatlanten versuchen zumindest in ihrem Wortschatzteil, die sprachlichen Reflexe dieser Kultur zu dokumentieren und so als historisches Dokument zu bewahren. Das Bewußtsein dieses Verlustes ist bei den Sprechern am deutlichsten. So weisen auch junge Sprecherinnen und Sprecher auf besonders kennzeichnende Lexeme hin, die verlorengegangen oder verloren gegangen seien. In der Aufnahme einer jungen Frau aus der Gegend um Wasserburg weist sie bei einer entsprechenden Frage des Interviewers gerade auf solche Eigenheiten hin, und es sind gerade Paradewörter wie *Gred* ('Vorhaus') und *Flez*, ('Gang, Flur') die Teile des traditionellen Bauernhauses benennen, die ihr dabei auffallen. Gerade an besonders prototypischen Lexemen wird die Erinnerung an die Tradition festgemacht: so taucht auch in einem von Schülern zusammengestellten Wörterbuch (Baumgartner 1996) unter dem Stichwort *dann* (bair. *nachad*) der Beleg auf: „Wenn i auf d'Ro's gä, nach°d brauch i mei Bscho°ddi°chè“. Ein Satz, der mehr vom hohen kulturellen Wiedererkennungswert des *Bscho°ddi°chès* spricht als von der Vertrautheit mit einer Praxis, vor allem bei öffentlichen Begängnissen wie Hochzeiten oder Beerdigungen, wo man üblicherweise sein Scherflein beigetragen hatte, in solch einem Tuch Speisen auf den Heimweg mitzunehmen.

Viel weniger klar ist die Andersartigkeit, wenn man andere Teile des sprachlichen Systems betrachtet:

so gibt es im Lautlichen und in der Grammatik zweifellos Weiterentwicklungen, die auf einen großräumigeren Ausgleich über den regionalen Formen deuten, die aber nicht unbedingt in Richtung Hochsprache gehen, sondern regional Vorbildhaftes übernehmen. Um nur ein Beispiel zu nennen: im Lautlichen gehen mehr und mehr Gebiete, welche die Form *Bräin* für *Brille* kannten, zu der zentraleren *Bruin* über, und nicht zu irgendeiner hochdeutscheren Form: so wird aus *väi zväi Gfäi* dann *vui zvui Gfui*. Und so scheinen auch Relikte einer Art Futur aus *werden* und dem Partizip Präsens (*Glei wiads rengad*) aus dem Verbalparadigma zu verschwinden, um lediglich in einer Art idiomatischer Wendungen aufgehoben zu werden (*lads wiad a gehad*). Und auch im Wortschatz gibt es Neuerungen auf dialektaler Ebene: im Extrem wären hier Lexeme zu nennen, wie das deutlich lautlich integrierte *flashig* (geprochen eher *fläschig*), das die oben bereits zitierte junge Frau aus der Gegend von Wasserburg nennt – ein typisches Shabboleth von Jugend. Es gibt also durchaus wieder eine regional begrenzte Sprachform kleinsten Geltungsbereichs.

Auch so kann man natürlich Dialekt beschreiben, und so, entleert der konkreten historischen Einbindung, kann man nicht davon reden, der Dialekt verschwinde, dann hat sich nur seine Form geändert.

Bei der Diskussion um den Verfall des Dialekts werden jedenfalls diese beiden Konzepte nicht immer hinreichend auseinandergelassen, die Vorstellung

von einer zu einer bestimmten kulturellen Entwicklungsstufe geprägten Sprachform, die wesentliche Traditionsbezüge bindet, und das Modell einer kleinstäumigen regional begrenzten Sprechsprache, die sich unter den jeweiligen Bedingungen wandelt.

4. Reaktionen

Was auch immer genau geschieht, wahr bleibt: wenn sich etwas ändert, geht auch etwas verloren – ob das, was man dafür dazubekommt, das wirklich zu kompensieren vermag, ist nicht immer klar.

So ist es denn verständlich, daß es regelmäßig Tendenzen gibt, das Verschwindende zu pflegen, um es zu erhalten. Das betrifft ja sicherlich nicht nur, ja nicht einmal zuvorderst, die Sprache, auch die Pflege von Volkstanz, Volksmusik usw. gehören hierher. Dabei ist aber auf jeden Fall eine funktionale Verschiebung zu beobachten: die echten Orte für diese symbolischen Diskurse werden immer seltener.

Dabei hat nun die Sprache ein ganz besonderes Problem: Musik und Tanz lassen sich in gewisser Weise inszenieren, der Alltag tut sich da schon schwerer – wenn auch in Bauernhofmuseen und ähnlichem vergangener Alltag inszeniert und vorgespielt wird.

Aber wie soll man die Sprache des vergangenen Alltags konservieren? Wie kann man sein heutiges Sprechen vergessen? Natürlich kann man in Sprach-

aufnahmen vorspielen, was da einmal war, aber welche praktischen Folgen soll man daraus ziehen?

So kommt es denn, daß eher stilisierte bzw. stereotyp geprägte Instanzen des Sprachgebrauchs inszeniert werden, Sprachgebräuche auch, die dem Auto- und Heterostereotyp von dem Dialekt und seinen Sprechern gerecht zu werden versuchen. So gibt es denn hinreichend Material für sprachliches Verhalten, das Kunde gibt von stereotypen Vorstellungen über den jeweiligen Dialekt. Nicht jeder Sprecher des Bairischen wird ungemein glücklich sein, mit diesem Bild identifiziert zu werden. Im Bairischen ist das gerne das Stereotyp einer bildhaften Grobheit, das in einer Vielzahl von mehr oder minder ritualisierten Ausdrucksweisen seinen Niederschlag findet. So werden auch in einer ansonsten höchst verdienstvollen schulischen Arbeit zum Dialekt im Wasserburger Land (Baumgartner 1996) auch vergleichsweise harmlose Lemmata ziemlich kräftig kommentiert. Nur eine kleine Auswahl aus den ersten Buchstaben des Alphabets: „De^o broozd wi^o a Schdeing vo' Affn“ (s.v. *Affe*); „du oide Driedschl-tändde“ (s.v. *Alt*); „ausschaung wi^o a gschbiems Ebfekooch“ (s.v. *Apfel*); „Wenns Arsch^ol brummd, is's He^oz^ol gsund“ (s.v. *Arsch*); „Hendlfriedhof“ (s.v. *Bauch*); „Wennsd ned foigsd, griagsd oane mi'n D. eine“ (s.v. *Drischel*); Fieschfotzn (s.v. *Fisch*); „Du bläde Briedschn! So a schiache B.“ (s.v. *Frau*). Was hier wie in manchen populäreren Vermarktungen des Bairischen irritiert, ist nicht so sehr eine gewisse Direktheit, sondern das Aufsuchen des jeweils trivialsten Musters. So wäre beim Stichwort *Arsch* zwei-

fellos wesentlich mehr aus dem klassischen Kirchweihladen (*Leck mi am Arsch*) zu machen gewesen, das ja weitaus vielfältiger in seiner Verwendung ist, als es auf den ersten Blick erscheint. So ist es sicher als Sprechhandlung der Überraschung (*Ja, mi leggsd am Arsch!*) oder auch der Bewunderung viel häufiger denn als beleidigende Einladung (s. Eichinger 1989).

Von diesem Bild grob-fröhlicher Banalität führt kaum ein Weg zu einer vertretbaren regionalen Identität, die der eigenen Tradition bewußt in der gesellschaftlichen Moderne leben will. Es fällt vor solch einem Bild regionaler Besonderheit auch schwer, die eigentlich bedenkenswerten Überlegungen der angemessenen Repräsentation regional-bairischer Eigentümlichkeit in standardnahen Formen des Deutschen einzufordern. Für den lexikalischen Bereich ist dazu ja gerade ein Vorschlag gemacht worden (Zehetner 1997), dessen Einzelheiten, Zuordnungen und stilistische Bewertungen zwar durchaus noch diskussionswürdig erscheinen, der aber einen durchaus realen Kern betrifft. Das kann man mehr noch als an bekannt symbolträchtigen Einheiten (*Grüß Gott!*; s. Ruoff 1997, S. 150) an Elementen sehen, deren regionaler Charakter dem normalen Sprecher gar nicht geläufig ist, wie etwa *heuer* für 'dieses Jahr'.

Diese Frage soll aber hier nicht mehr weiter verfolgt werden. Interessanter ist eigentlich der Punkt, warum es solcherart verschiedene Interpretationen und Bezugnahmen auf regionales Sprechen und die in

ihm enthaltene Erfahrung gibt, auch, was es eigentlich heißt, wenn man sich kritisch von solchen wie den oben angedeuteten populären Bezugnahmen absetzt. Es heißt ja eigentlich nur, daß man selbst eine andere Art von Symbolisierung wählen würde, um den regionalen Bestandteil seiner Identität sehen und hören zu lassen. Diese andere Art von Symbolisierung wird natürlich so sein, daß sie mit dem Bild, das man insgesamt von sich zu geben wünscht, kompatibel ist. Diese Verschiebungen und unterschiedlichen Akzentuierungen sind in dem heute zu beobachtenden Ausmaß erst möglich, wenn Regionalität einen unterschiedlichen Platz in der alltäglichen Lebenspraxis einnimmt. Erst dann kann man ja über das unvermeidliche Normalmaß hinaus Merkmale regionalen Sprechens zur Profilierung der eigenen Identität einsetzen. Die Vielfalt der Möglichkeiten, die uns alle dazu zwingt, bei anderen Gruppen auch irritierende Alternativen auszuhalten, hat damit zu tun, daß sich in den letzten Jahren die Weisen, wie man seinen Platz in der Gesellschaft signalisiert, grundlegend verändert haben. Stärker abgelöst von den traditionellen Bindungen wählt man sich mit seinem gesamten Verhalten, damit auch seinen sprachlichen Identitätssignalen, in Gruppen mit gleicher Weltsicht, gleicher Art des Erlebens ein. Der Soziologe Gerhard Schulze nennt aufgrund solcher Strategien die Gesellschaft der Bundesrepublik eine „Erlebnisgesellschaft“, in der die Zugehörigkeit zu verschiedenen Gruppen sich im wesentlichen gemäß den Kategorien von Alter und Grad der Schulbildung verteile. Vor allem wohl aufgrund dieser Bildungsvoraussetzungen orientiere man sich prä-

feriert an einem von drei Schemata kultureller Interpretation, dem Hochkulturschema, dem Spannungsschema und dem Trivialschema. Gemäß diesen Voraussetzungen ließen sich in unserer Gesellschaft fünf relevante Großgruppierungen erkennen, die Schulze Milieus nennt:

	Hohe Bildung	Mittlere Bildung	Niedere Bildung
Alter	Niveaumilieu	Integrationsmilieu	Harmoniemilieu
Jugend	Selbstverwirklichungsmilieu		Unterhaltungsmilieu
	Hohe & Mittlere Bildung		Niedere Bildung

Die populäre, positive, auf Unterhaltendes abstellende Bezugnahme auf Regionales, auch auf den entsprechenden Sprachgebrauch, wie sie sich in den obigen Beispielen zeigt, ist sicherlich typischerweise dem Harmonie-, dem Unterhaltungsmilieu und Teilen des Integrationsmilieus zuzuordnen. Dagegen ist das sogenannte Niveaumilieu offenbar nicht glücklich, wenn es die Sache nicht auch kritisch sehen kann. Festhalten sollte man vielleicht auch noch, daß echte Personen nie völlig den hier gezeichneten Stereotypen entsprechen, man kann sich zum Teil an verschiedenen Stellen einwählen, steht eher am Rand einer Kategorie – auch spielen hier eher vernachlässigte Kategorien wie Einkommen und Arbeitstyp doch auch eine Rolle.

Daß aber auch der Dialektgebrauch heutzutage im Lichte solch einer Identitätsbildung zu sehen ist, läßt sich wiederum am Beispiel der bereits zitierten Aufnahme der jungen Frau aus der Nähe von Wasser-

burg zeigen. Jung und mit mittlerer Bildung gehört sie in dem vorgestellten Modell zum sogenannten Selbstverwirklichungsmilieu.

Ganz im Sinne der Milieuinterpretation setzt sie sich vom Sprachgebrauch der älteren einfacheren Leute, von den gebildeten Hochdeutschsprechern und vor allem den Angehörigen des Unterhaltungsmilieus im Dorf ab: Am heftigsten vielleicht von dieser letzten Gruppe, deren Angehörige ihr ja im Alter ähneln. Gleich am Anfang des Interviews äußert sie, ihre Bekannten seien örtlich sehr verstreut, sie gehöre nicht zu der Dorfjugend, die jeden Freitagabend in der Dorfwirtschaft sitze und groben Dialekt spreche. Schulze (1993/1996) charakterisiert das Selbstverwirklichungsmilieu in diesem Punkt folgendermaßen: „Typisch ist ein großer Freundeskreis. Entsprechend viele überschreiten in ihren Kontakten die Grenzen von Kleinfamilie und erweiterter Familie“ (S. 319). Unsere Gewährsperson spricht davon, ihre Bekanntschaft sei im ganzen Kreis Wasserburg verteilt, es handle sich um eine Gruppe von ca. 200 Leuten. Von ihrer unmittelbaren Nachbarschaft und der Arbeitsumgebung – sie ist Betriebshelferin mit Realschulabschluß – trenne sie ein „anderes Lebensgefühl“, wie sie sagt. Sie sei „vergleichsweise alternativ angehaucht“, was wiederum zu der von Schulze konstatierten „milieu-spezifischen Tendenz zur Unkonventionalität“ (S. 319) paßt. Gleichzeitig wird eine deutliche sprachliche Regionalisierung betont. Dazu stellt Schulze (S. 318) fest: „Dialektfärbung der Sprache stellten die Interviewer bei knapp 60 % fest, was deutlich unter dem Anteil der weniger gebilde-

ten Milieus liegt, jedoch über dem Anteil im Niveau-milieu“ (S. 318). Verbundenheit mit „Herkunft und Vorfahren“ werden von unserer Sprecherin als ein Merkmal eigenen Erlebens unthematized, nicht als Fortsetzung „ererbten“ Sprachgebrauchs. Daher würden in der Gruppe, mit der sie sich identifiziere, auch altertümlichere Sprachformen verwendet. Sie bestätigt damit etwas, was neuerdings gelegentlich auch die Dialektologie schon irritiert hat. So wird im Rahmen einer neueren Untersuchung zum Dialektwandel auch für das Bairische festgestellt, daß jüngere Formen nicht unbedingt auf jüngere Sprecher beschränkt seien und umgekehrt ältere Ausprägungen des Ortsdialekts nicht allein von den ältesten Sprechern verwendet würden (s. Beilmann 1994, S. 39/40). Die angedeutete neue Rolle des Dialekts vermag das zumindest ein Stück weit zu erklären, und die Äußerungen unserer Gewährsperson zeigen recht deutlich, daß es sich bei diesem Typ von Erklärung nicht um ein beliebig von außen übergestülptes Modell handelt.

5. Was nun?

Dialekt und regionales Sprechen leben offenkundig weiter. Wenn sich das unter den geschilderten Bedingungen sagen läßt, zeugt das von der Lebenskraft dieses Teils unserer Kultur. Denn er wird ja als Bestandteil der eigenen Identität gewählt oder nicht bekämpft. Was in dieser Lage irritiert, ist, daß die Art der Bezugnahme in der individualisierten Gesellschaft so weit freigegeben ist, daß wir mit

Nutzungen und Einschätzungen leben müssen, die deutlich von den eigenen differieren können.

6. Literatur

Baum, Richard (1987): *Hochsprache, Literatursprache, Schriftsprache. Materialien zur Charakteristik von Kultursprachen.* Darmstadt.

Baumgartner, Hans (1996): *Dialekt im Wasserburger Land: Ein schulisches Projekt.* Wasserburg.

Bellmann, Günter (1994): *Einführung in den mittelhheinischen Sprachatlas.* Tübingen.

Dingeldein, Heinrich J. (1997): *Sprachvarietäten in „Mitteldeutschland“: Gebrauch und Räumlichkeit.* In: Stieckel 1997, S. 109-141

Dittmar, Norbert (1997): *Grundlagen der Soziolinguistik.* Tübingen.

Eichinger, Ludwig M. (1985): *Sprache und Gesellschaft: Zum Gebrauch des Bairischen heute.* In: Zehetner 1985, S. 155-196.

- (1989): *(Nicht nur) regional geprägte Sprecheridentitäten im Konflikt.* In: Eroms, H.-W. (Hg.): *Probleme regionaler Sprachen.* Hamburg, S. 53-82.

- (1996): *Deutsch von heute. Zum Wandel des Sprachgebrauchs am Beispiel der Jugendsprache.* In: *Triangulum* 3, S. 172-194.

- (1997): *Sprachbiographien in Risikogesellschaften.* In: W.W.Moelleken/P.J. Weber (Hg.): *Neue Forschungsarbeiten zur Kontaktlinguistik.* Bonn, S. 139-147.

- (1997): *Wie findet man seine Sprache? Neue Mehrsprachigkeit als Option oder als Ergebnis von Selbstorganisation.* In: *sociolinguistica* 11, S. 154-165.

Gardt, Andreas/Mattheier, Klaus J. (Hg.) (1995): *Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände. Methoden, Theorien.* Tübingen.

Goethe, Johann Wolfgang von (1987): *Werke.* Herausgegeben im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen. [Reprint] München.

Löffler, Heinrich (1994): *Germanistische Soziolinguistik.* Berlin.

Mattheier, Klaus J. (1980): *Pragmatik und Soziologie der Dialekte.* Heidelberg.

Ruoff, Arno (1997): *Sprachvarietäten in Süddeutschland.* In: Stieckel 1997, S. 142-153.

Schulze, Gerhard (1993/1996): *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart.* Frankfurt/New York.

Stellmacher, Dieter (1997): *Sprachsituation in Norddeutschland.* In: Stieckel 1997, S. 88-108.

Stieckel, Gerhard (Hg.) (1997): *Varietäten des Deutschen. Regional- und Umgangssprachen.* Berlin/New York.

Wehler, Hans-Ulrich (1987&1995): *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. 1815-1845/49 & 1849-1914.* München.

Zehetner, Ludwig u.a. (1985): *Das bairische Dialektbuch,* München.

- (1997): *Bairisches Deutsch. Lexikon der deutschen Sprache in Altbayern.* München.